

# Wir Christen und die jüdische Gemeinschaft heute

Autor(en): **Cunz, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **40 (1984)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961119>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# WIR CHRISTEN UND DIE JÜDISCHE GEMEINSCHAFT HEUTE<sup>1</sup>

von Martin Cunz

«Heute»

Wer sind wir Christen *heute*, wenn wir mit Juden reden, von Juden lernen und uns ganz allgemein für das Judentum interessieren oder auch nicht interessieren? Und wer ist die jüdische Gemeinschaft *heute*, die sich auf dieses christliche Interesse einlässt oder auch nicht einlässt?

Die Geschichte wiederholt sich nicht und deshalb erheischt das Heute eine uns eigene Antwort, die nicht einfach die Wiederholung von früher Gesagtem und Gelebtem, sondern dessen Weiterführung ist. Historische Fragestellungen, z.B. die Auseinandersetzung zwischen dem frühen Christentum und der werdenden Synagoge im 1. und 2. Jahrhundert können uns heute nur bedingt weiterhelfen, ein Verhältnis zueinander zu finden. Sicher bleiben Schriften und Persönlichkeiten jener Zeit für Christen und Juden auch heute normgebend. Ich denke an die Mischna und an das Neue Testament. Gestalten wie der Apostel Paulus und Rabbi Jochanan ben Sakkai haben für christliches und jüdisches Selbstverständnis bis heute einen wegweisenden Charakter behalten. Aber sie haben eben auch einen Weg gemacht mit der Kirche und mit der Synagoge und die Kirche und die Synagoge mit ihnen. Was wäre das für ein Weg, der nicht weiterführte, in neue Landschaften, in neue Fragestellungen und Begegnungen?

Es ist wahr: Der Weg der jüdischen Gemeinschaft durch das christliche Zeitalter seit den ersten christlichen Kaisern bis zur Aufklärung und zur Französischen Revolution ist eine Nachtwanderung mit wenigen Lichtblicken, und der Beginn des nachchristlichen Zeitalters ist überschattet vom schrecklichsten Judenmord der Geschichte. Die Christen des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, die Reformatoren inbegriffen, blieben, von einigen Ausnahmen abgesehen, mit Blindheit geschlagen in bezug auf den jüdischen Weg und deshalb — was vielleicht noch alarmierender ist — auch in bezug auf ihren eigenen Weg. Aber Kirche und Synagoge haben trotz alledem einen Weg zurückgelegt. Wo sind sie heute? Wie sehen sie sich heute? Welches sind die Antworten, Reaktionen und Verhaltensweisen im Blick auf die Existenz des andern heute?

---

Adresse siehe Impressum.

Die Geschichte aus dem Talmud vom wartenden Messias vor den Toren Roms ist bekannt: «Rabbi Jehoschua ben Levi traf am Eingang der Höhle von R. Schimon bar Jochai den Propheten Elija. Er (R. Jehoschua) fragte ihn: »Wann wird der Messias kommen?« Er sagte ihm: »Geh und frag ihn selbst!«. »Und wo befindet er sich?«. »Am Tor von Rom«. »Und was ist sein Erkennungszeichen?«. »Er sitzt zwischen den mit Krankheiten behafteten Armen. Alle binden (ihre Wunden) auf einmal auf und verbinden sie wieder. Aber er bindet sie einzeln auf und verbindet sie wieder. Er sagt: Vielleicht braucht man mich, ich will mich nicht aufhalten«. Da ging er (R. Jehoschua) zu ihm und sprach: »Friede sei mit dir, mein Meister und mein Lehrer!«. Er (der Messias) sprach zu ihm: »Friede sei mit dir, Sohn des Levi!«. Er (R. Jehoschua) sprach zu ihm: »Wann kommt der Herr?« Er sprach zu ihm: »Heute!«. Er (R. Jehoschua) ging zu Elija (zurück). Er (Elija) sprach zu ihm: »Was hat er dir gesagt?«... Er sprach zu ihm: »Er hat mich belogen, denn er hat zu mir gesagt: Heute komme ich!, und er ist nicht gekommen!«. Er (Elija) sprach zu ihm: »So hat er es gemeint: Heute, wenn ihr auf seine Stimme hört...« (Ps. 95,7) (Sanh. 98a).

Was mich an dieser Geschichte zunächst interessiert, ist nicht die Messiasfrage bzw. die Frage nach der Person des Messias. Sie steht m.E. für die Christen im Gespräch mit den Juden zu stark im Vordergrund. Es wird zuviel vom Messias geredet ohne dass man nach den Bedingungen fragt, die die Welt tatsächlich messianischer machen. Und «messianisch» ist mehr als «christlich». Es geht mir um die Antwort, die R. Jehoschua vom wartenden Messias bekommt: «Heute». R. Jehoschua versteht das «Heute» des Messias passiv, abwartend, beinahe christlich. Der Messias kommt für ihn heute, weil «die Zeit erfüllt ist». (Mk.1,15. Gal.4,4) Er kommt ohne das Zutun der Menschen. Gott schickt ihn aus reiner Liebe und Gnade. Folgerichtig ist Rabbi Jehoschua enttäuscht, dass der Messias sein Versprechen nicht gehalten hat. Seine «Naherwartung» ist ihm zusammengebrochen. Der Prophet Elija setzt diesem Verständnis eine aktive Messiaserwartung entgegen: Heute kommt er, das ist wahr, aber unter der Bedingung, dass ihr auf seine (Gottes) Stimme hört. Aufgrund der Tatsache, dass ihr nicht auf seine Stimme hört und eure Herzen verhärtet, wie es im Psalm weiter heisst, ist der Messias noch immer gezwungen, an den Toren Roms zu sitzen und die Krankheiten dieser Stadt zu tragen und ihre Schmerzen auf sich zu laden (Jes. 53,4), wie Raschi zu dieser Stelle bemerkt.

«Rom» — das ist Edom, Symbolgestalt des vierten Exils, das nach jüdischem Verständnis auch heute noch andauert. «Rom» — das ist auch die christliche Kirche, u.zw. nicht bloss die römisch-katholische Kirche, sondern auch die Welt und Zivilisation, die christlicher Geist, christliches Bewusstsein und christliche Macht geschaffen haben. Christentum ist Exil — so

kann man daraus folgern — und zwar nicht bloss für die Juden, sondern auch für die Christen. Die Erlösung der einen geschieht nicht unabhängig von der Erlösung der andern. Und ich meine, das Hören auf die Stimme Gottes sei die Grundvoraussetzung der Erlösung für Juden und Christen. Das biblische Grundwort «Höre!» macht uns zugleich fähig, auch aufeinander zu hören, und ich möchte gleich hinzufügen: einander nicht zu umarmen oder gegenseitig zu vereinnahmen, sondern eben aufeinander zu hören.

### *Hauptproblem der Christen: mangelnde Selbstidentität*

Was ist das Hauptproblem der *Christen* inbezug auf die jüdische Gemeinschaft heute? Ich möchte versuchen, in Beantwortung dieser Frage mich nicht sosehr bei den Symptomen aufzuhalten, sondern zu den Gründen vorzustossen. Warum sind unsere Beziehungen nach wie vor belastet? Woher kommt das ambivalente Verhältnis vieler Christen zum Staat Israel? Warum ist es nötig, dass wir in gemeinsamer christlich-jüdischer Arbeit Lehrmittel für Schüler über das Leben der Juden unter uns herstellen müssen? Wir tun das ja nicht, um die ohnehin schon überfrachteten Lehrpläne noch mehr zu belasten, sondern weil es dabei um eine Frage von geistigem und sogar physischem Leben und Tod geht, und zwar nicht bloss für die Juden, sondern auch für die Christen. Und eine letzte Frage: Woher kommt es, dass sich heute eine grosse Zahl von Christen sehr intensiv für das Judentum interessieren und dass sogar Übertritte zum Judentum keine Seltenheit mehr sind?

Ich sehe ein Hauptproblem von uns Christen inbezug auf die jüdische Gemeinschaft heute in der Frage der mangelnden Selbstidentität. Darüber möchte ich nachdenken, um dann zu der Frage zu kommen, wie wir neue und echte Beziehungen aufbauen könnten.

Das Wort «Selbstidentität» stammt aus der Psychologie<sup>2</sup>. Es bezeichnet den Menschen, der sich selbst gefunden hat und der darum auch beziehungs-fähig ist. Rabbi Menachem Mendel von Kotzk sagt in einem seiner treffenden Aussprüche deutlicher und anschaulicher, was Selbstidentität ist, als viele wissenschaftliche Definitionen:

''Wenn ich bin ich, weil du bist du  
Und wenn du bist du, weil ich bin ich  
Dann bin ich nicht ich und du nicht du.  
Aber wenn ich bin ich, weil ich bin ich  
Und du bist du, weil du bist du  
Dann bin ich ich und du bist du''<sup>3</sup>.

Rabbi Menachem Mendel sagt zuerst, was Selbstidentität nicht ist. Er sagt, was Fremdidentität ist. Fremdidentität leitet sich, wie das Wort sagt, von etwas oder einem Fremden her, ohne schon selber eine eigene Position gefunden zu haben. Fremdidentität kann die Form einer positiven Bindung haben. Sie kann Sympathie und Zuneigung beinhalten. Sie kann aber als andere Seite auch die Form der Aggression, der Angst und des Hasses haben. Wer in der Fremdidentität lebt, ist leicht Opfer seiner eigenen Projektionen und u.U. auch der Projektionen anderer. Er ist dann nicht ichfähig. Sein Ich bleibt infantil. Das Ich der Selbstidentität setzt dagegen ein anderes Ich frei, Du zu werden. Menachem Mendel spricht von wahrer und falscher Beziehung. Die Beziehung zwischen Ich und Du ist für ihn eine entprojizierte Beziehung, soweit das überhaupt möglich ist.

Die Beziehungen der Christen zu den Juden ist bis heute im Grossen und Ganzen immer noch von der Fremdidentität bestimmt. Darin besteht die Not nicht bloss der Christen, sondern auch der Juden. Denn die Juden bleiben ja von den christlichen Projektionen nicht unberührt. Sie müssen zuweilen darunter leiden, zuweilen gefallen sie sich aber auch darin, je nach Form und Inhalt, die die christliche Fremdidentität gerade annimmt. Gegenprojektionen sind auf jüdischer Seite in jedem Fall die unweigerliche Folge.

### *Zwei Beispiele: Gottesmörderkomplex und Verhältnis zum Staat Israel*

Erstes Beispiel: Der Gottesmörderkomplex. Ich würde ihn nicht nennen, wenn er auch heute nicht immer wieder auftauchen würde, u.zw. weniger innerhalb der Kirchen, sondern eher bei kirchenfremden und säkularisierten Menschen. Die Juden haben diese christliche Projektion während Jahrhunderten mit Verfolgung und Tod bezahlt. Eine Form der Gegenprojektion auf den Gottesmörderkomplex bestand in jüngster Zeit darin, dass man 1948 beim obersten Gericht von Israel von jüdischer Seite ernsthafte Anstrengungen unternommen hat, den Prozess Jesu vor dem Hohenpriester zu revidieren. Man wollte das Odium des Gottesmörders nicht länger auf sich sitzen lassen und man hoffte, eine Rehabilitierung Jesu würde die Spannungen zwischen Christen und Juden abbauen helfen. Im weiteren wollte eine Reihe von Forschern beweisen, dass die Juden mit dem Tod Jesu nichts zu tun gehabt hätten, sondern nur die Römer. Dabei ist sehr interessantes Material zutage gefördert worden, das uns neue Einblicke in die jüdische Geschichte zur Zeit des Zweiten Tempels und in Texte des Neuen Testaments liefert. Aber es ist selten erkannt oder ausgesprochen worden, dass der Gottesmörderkomplex nicht in erster Linie ein historisches Problem ist, sondern der Projektionsmechanismus eines an der Fremdidentität kranken Christentums. Das Problem ist darum nicht mit der Geschichtswissenschaft aus der



Welt zu schaffen, genauso wie man Antisemitismus im allgemeinen nicht mit Information über das Judentum allein bekämpfen kann.

Zweites Beispiel: Die Beziehungen von Christen zum Staat Israel. Die Beziehungen der christlichen Kirchen zum Judentum haben sich seit der Gründung des Staates Israel grundlegend gewandelt. Eine Vielzahl von Dokumenten aus allen Kirchen belegt dies und tausende von Christen stellen diesen Wandel bis heute auch tatkräftig unter Beweis. Die Staatsgründung war ein Akt der jüdischen Selbstidentität in einer Situation, in der das Judentum unter extremen Projektionen der nichtjüdischen Welt zu leiden hatte: Massenvernichtung einerseits und andererseits kurz darauf Mitleid und Sympathie, die nach der Staatsgründung z.T. in Begeisterung umschlugen. Viele Christen haben zum ersten Mal überhaupt einen positiven Zugang zu Juden und zum Judentum gefunden und — was vielleicht noch wichtiger ist: sie haben auch neu zu sich selbst und zu ihrem Glauben gefunden. Es muss jedoch zu denken geben, dass der Anstoss zu dieser neuen Haltung nicht aus den Reihen der Christen selbst gekommen ist, sondern von aussen, vom Judentum. Sicher gab und gibt es Christen, die genuin aus ihrem Glauben heraus ein unverfälschtes Ja zum jüdischen Volk sagten und sagen. Ich denke etwa an Leonhard Ragaz, der eine tiefe Freundschaft mit Martin Buber gepflegt hat. Ich denke an einen Mann wie Papst Johannes XXIII, dann aber auch an die vielen Frauen und Männer, die aufgrund ihrer positiven Beziehung zum Alten Testament immer wussten, wo sie im Blick auf die Juden zu stehen hatten. Aber nach 1948 war die neue Haltung breiter christlicher Kreise zunächst einmal ein Akt der Fremdidität. Oder mit den Worten von Rabbi Menachem Mendel: «Ich bin ich, weil du bist du». Der Grund, weshalb ich eine neue Beziehung zu dir finde, liegt nicht bei mir selbst, sondern bei dir. Das kann wahr sein und sogar gut herauskommen, v.a. im zwischenmenschlichen Bereich. D.h. ich kann dadurch, dass du neu zu dir selbst gefunden hast, auch zu mir selbst finden. Aber die Sache wird gefährlich, wenn ich mich auf dich abstütze. Die Beziehung wird dadurch nicht entprojiziert, sondern mit neuen Projektionen und Vorurteilen belastet, auch wenn diese positiv aussehen. Eine Form christlicher Projektion auf den Judenstaat ist z.B. seine Rolle als «Bollwerk der westlichen Zivilisation gegen Kommunismus und Barbarei». Zudem werden von fundamentalistischen christlichen Kreisen, die sich z.T. selbstlos für Israel einsetzen, religiöse Muster an den jüdischen Staat herangetragen, die mit dem Selbstverständnis Israels und des Judentums kaum etwas oder nichts zu tun haben<sup>5</sup>. Israel sei ein Zeichen Gottes dafür, dass die Endzeit angebrochen sei. Das sei klar aus der Bibel zu erkennen. Wir stünden kurz vor dem Ausbruch des Krieges von Gog und Magog, wie er im Buch des Propheten Ezechiel vorausgesagt wird. Israel werde siegreich aus diesem Krieg hervorgehen, worauf die Wiederkunft Jesu erfolgen und ganz Israel sich zu ihm als Messias bekehren werde.

Nun könnte man denken, es sei doch nebensächlich, wie diese Menschen ihre Sympathie zu Israel begründeten. Ihre Spekulationen seien allein ihre eigene Angelegenheit. Die Hauptsache sei, dass sie da seien und sich für Israel einsetzten. Es gebe ohnehin schon wenig genug Gruppen und Organisationen, die eindeutig für Israel Stellung bezögen. Aber ist man sich bewusst, dass Christen, die, in diesem Fall, ihre Endzeiterwartungen auf Israel übertragen, letztlich nicht Israel meinen, sondern sich selbst? Dass sie damit Aussagen über ihre eigenen Hoffnungen und Ängste machen? Einmal mehr hat man nicht die Juden, wie sie sich selbst verstehen im Auge. Sie dienen vielmehr als Bauern auf dem Schachbrett einer ihnen fremden Ideologie. Anstatt dem jüdischen Du wirklich zu begegnen, projiziert man sein Ich in es hinein. Der Effekt ist immer der gleiche: Man hält sich die Juden vom Leib und braucht sich nicht mit ihnen auseinanderzusetzen. Analog zum Antisemitismus, der nicht unbedingt Juden braucht, um sich am Leben zu erhalten, gibt es einen Philosemitismus, der mit seinen Projektionen an den Juden vorbeizieht und nur eigene Wünsche und Hoffnungen widerspiegelt.

### *Christus der Jude ist die Selbstidentität der Christen*

Kehren wir noch einmal zu Rabbi Menachem Mendel von Kotzk zurück: «Wenn ich ich bin, weil du du bist ...» — hier beginne ich zu stocken. Kann ich denn überhaupt ich, d.h. Christ sein, wenn der Jude nicht Jude ist? Bin ich denn nicht Christ, *weil* der Jude Jude und Israel Israel ist? Versagt hier das Schema von Fremd- und Selbstidentität nicht? Trägt der christliche Glaube und die christliche Kirche im Blick auf das Judentum nicht von Anfang an den Stempel der Fremdidentität, und zwar im positiven Sinne? Haben wir denn nicht alles von den Juden, und dies nicht bloss im historischen Sinn, weil sich das Christentum vor bald 2000 Jahren aus dem Judentum herausentwickelt hat? Leben wir denn nicht auch heute vom Saft des guten Ölbaums, auf den wir als Zweige aufgepfropft sind? Gibt es denn heute neben allen frommen Projektionen auf das Judentum und den Staat Israel nicht auch echte Freude und Dankbarkeit darüber, dass Jesus ein Sohn des jüdischen Volkes ist und bleibt? Ja, hilft Jesus nicht gerade vielen Christen, einen echten, entprojizierten Weg zu den Juden und zum Judentum zu finden? Es stimmt schlicht und einfach nicht, dass wir unseren Saft aus uns selbst beziehen. Es ist ein Jude, ein Fremder, ein Anderer, der uns zu unserer Selbstidentität verhilft, ja, der diese Selbstidentität der Christen selbst auch *ist*. Der Apostel Paulus sagt das ganz pointiert so: «Ich lebe, aber nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir». (Gal.2,20) Damit meint er nicht ein abstraktes Christusprinzip, sondern Jesus von Nazareth, den gekreuzigten Juden, der von den Toten auferstanden ist und der jetzt und heute lebt, und zwar im

Zentrum des Ichs der Christen und der christlichen Gemeinde. Christsein heisst somit, den Andern, den Juden Jesus und mit ihm auch sein Volk bei mir zulassen, ihn einlassen, damit ich ich werden kann. Christus in mir heisst darum immer auch: Israel, das jüdische Volk in mir.

Der christliche Antijudaismus hat von Anfang an versucht, die beiden Dinge auseinanderzuidividieren. Das Ja zu Christus bedeutete ein Nein zum Judentum und oft auch zum Alten Testament. *Marcion* hat im 2. Jahrhundert im Namen der totalen Neuheit und Andersartigkeit Jesu nicht nur den Gebrauch der hebräischen Bibel in der Kirche bekämpft. Er hat auch die Evangelien und Paulus von allem, was jüdisch war, gesäubert — im Namen einer falsch verstandenen christlichen Selbstidentität, die sich zum Judentum angeblich autonom verhält.

Im 4. Jahrhundert hat *Kaiser Konstantin* nach langen Auseinandersetzungen zwischen den Bischöfen verschiedener Kirchen veranlasst, den Ostertermin nicht mehr mit dem jüdischen Pessach zusammenfallen zu lassen, weil er es unerträglich fand, dass die Christen mit ihrem höchsten Fest von den Juden abhängig sein sollten, und sei es auch nur im Kalender<sup>6</sup>. Auf mittelalterlichen Darstellungen der Evangeliengeschichte, z.B. in der Kirche von St. Niklausen im Kanton Obwalden, tragen die Menschen um Jesus, sogar Josef, der Vater Jesu, Judenhüte. Jesus selbst, Maria und die Jünger sind dagegen von einem Heiligenschein umgeben. Der Künstler aus dem 14. Jahrhundert bringt damit die gängige Theologie sehr anschaulich zum Ausdruck, dass Jesus und die Juden nicht zusammengehören, bzw. dass sie dann zusammengehören, wenn die Juden ihr Judesein aufgeben und Christen werden. D.h. das jüdische Du muss sich in das christliche Ich verwandeln, wenn es überhaupt eine Lebensberechtigung haben will. Es war erst einem jüdischen Künstler des 20. Jahrhunderts vorbehalten, nämlich Marc Chagall, Jesus am Kreuz mit einem Tallit als Lendentuch darzustellen, sicher nicht zur Freude aller Christen und ganz sicher auch nicht zur Freude vieler Juden.

Wenn christliche Selbstidentität das Judentum mitbeinhaltet, dann betrifft der christliche Antijudaismus nicht nur die Juden, indem das Jüdische im Christentum verworfen und nach aussen projiziert wird. Er ist auch Feindschaft der Christen gegen sich selbst. Ja, Judenfeindschaft ist eine Spaltung des christlichen Ich, eine Art geistiger und religiöser Schizophrenie. Die Heilung von dieser schweren Krankheit kann nur darin bestehen, dass der Jude Jesus nicht nur ins jüdische Volk «heimgeholt» wird, sondern dass er auch gleichzeitig im Ich der Christen nach Hause findet und dort integriert wird. Christliche Selbstidentität kann dann ganz und echt werden und sie kann sich in Freiheit dem jüdischen Du zuwenden.



## *Der unzählbare «Chassidismus» Jesu*

Damit möchte ich Jesus nicht auf das Judentum reduzieren. Das ist vielleicht die Gefahr in der jüdischen Beschäftigung mit Jesus heute. Prof. David Flusser schreibt in einem kürzlich erschienenen Aufsatz: «Ich pflege mit einem gewissen Witz zu sagen, dass viele dieser (jüdischen) Herren, die über Jesus geschrieben haben, so schreiben als würden sie sagen: "Jesus war ein braver Jude, ein sehr braver Postbeamter in Kapernaum"». Dadurch zähmt man Jesus... Im Zeitalter Jesu waren die Juden viel verrückter als es sich diese Menschen, die das Judentum zivil kleiden wollen, vorstellen können. Im Chassidismus der Zeit Jesu gab es solche Menschen wie Jesus einer war, ziemlich oft... In dem heiligen Feuer des Judentums gab es immer charismatische Menschen, die irgend etwas verlangt haben. Und zu ihnen gehört Jesus mit seiner Beziehung zum Vater, mit seinem Verständnis, dass er der Ökonom, der Leiter, der Verwahrer der göttlichen Geheimnisse ist. Das ist Jesus... Jesus ist meiner Ansicht nach nicht nur ein Jude, sondern auch ein Grundstein des Christentums»<sup>7</sup>.

Ein Beispiel des unzählbaren «Chassidismus» Jesu, ist die Stelle im Lukasevangelium, wo Jesus mit seinen Jüngern am Sabbat über die Felder wandert. (Luk.6,1-5). Die Jünger reissen Ähren ab und zerreiben sie, um sie zu essen. Das wird von einigen Begleitern als Übertretung des Sabbat angesehen und ist es auch. Jesus stellt sich in der Diskussion aber nicht gegen die Halacha. Er sagt nicht: «Ihr habt recht», sondern er beleuchtet die Halacha von einem Gesichtspunkt, der jede Ängstlichkeit und Enge in Frage stellt, und das macht die charismatische Persönlichkeit Jesu aus. Er sagt: «Der Sabbat ist um des Menschen willen geschaffen worden und nicht der Mensch um des Sabbats willen». Diesen Satz könnte jeder Jude unterschreiben. Aber gleichzeitig problematisiert er auf chassidische Weise den Geist seiner Begleiter. Indem er sie schockiert, führt er sie zu einer Vertiefung des Verständnisses der Halacha. In einer Lesart des Lukasevangeliums, die als angeblich «gnostisches Gedankengut» aus dem Text gestrichen wurde, heisst es nun anschliessend an unsere Stelle: «Am gleichen Tag sah er jemanden, der am Sabbat arbeitete. Er sprach zu ihm: Mensch, wenn du weisst, was du tust, bist du selig. Wenn du es nicht weisst, bist du verflucht und ein Übertreter der Tora». (Luk. 6,5 Cod.D) Das ist «heiliges Feuer des Judentums», das sogar für die Christen zuviel war. Das Wissen, das Jesus dem Mann, der am Sabbat arbeitet, zumutet, ist mehr als intellektuelles Wissen oder gar eine Aufforderung zur Übertretung der Tora; es ist tiefes Wissen, hebr. da<sup>c</sup>at, durch das Gott dem Menschen unmittelbar gegenwärtig ist und ihn unmittelbar herausfordert. «Selig bist du, wenn du weisst, was du tust»: wenn du es um Gottes willen tust, dann durchglühst du die Tora, auch wenn du sie einmal übertrittst, dann machst du sie in dir zu einer lebendigen und inkarnierten Wirklichkeit.

In diesem Wissen, in diesem Durchglühtheit, das von aussen als Verrücktheit erscheint, ist Jesus anderen jüdischen Gestalten, wie Schimon bar Jochai, Jizchak Luria, Baal Schem Tow und Rabbi Nachman von Brazlav ähnlich. Aber gleichzeitig ist es das heilige Feuer, das auf einen Apostel Paulus übergesprungen ist, der um Christi willen zum Narren geworden ist, wie er selber schreibt. Es ist das Feuer, das die ersten christlichen Mönche in die Wüste von Ägypten getrieben hat, das einen Franz von Assisi zum unbeabsichtigten Gegenspieler von Papst Innozenz III. werden liess. Es ist das Feuer von Meister Eckart und die bedrohliche Flamme der Täufer zur Zeit der Reformation, die von den in diesem Jahr gefeierten Reformatoren blutig erstickt wurde. Und in unserem Jahrhundert ist es das Feuer, das in den Slums der Dritten Welt die Menschen zur Hoffnung wider alle Hoffnung anstachelt und sie im Namen des Meisters aus Nazareth zu Gemeinden zusammenführt, die dem kirchlichen und politischen Establishment gefährlich werden.

Jesus ist nicht deshalb das Zentrum der christlichen Selbstidentität, weil er ein gewöhnlicher und harmloser Rabbi aus Galiläa war, sondern weil durch ihn das heilige Feuer vom jüdischen Volk auf die nichtjüdischen Völker übergesprungen ist und sie seither nicht mehr in Ruhe lässt. «Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen», sagt Jesus einmal. «Und wie wünsche ich mir, dass es schon brennen würde». Es ist aufschlussreich und ermutigend zu sehen, dass da, wo das Feuer Jesu in den Christen nicht unterdrückt ist, sondern hell brennt, keine Judenfeindschaft herrscht. Das kann man an den historischen Beispielen, die ich genannt habe, z. T. konkret nachweisen.

*Der Segen Malki-Zedeks: Vorbild einer entprojizierten  
Beziehung zwischen Christen und Juden*

Wenn wir über uns Christen und die jüdische Gemeinschaft heute sprechen, müssen wir uns jedoch über das bisher Gesagte hinaus noch Gedanken darüber machen, wie eine entprojizierte Beziehung zwischen Christen und Juden heute aussehen könnte. Ich möchte dazu hinter das Neue Testament in die hebräische Bibel zurückgreifen. Ich tue das deshalb, weil die Beispiele, die man als Modellfälle aus dem Neuen Testament heranziehen könnte, zwischen Juden und Christen noch zu belastet sind. Sie rufen Missverständnisse hervor, die die Beziehung blockieren. Ich habe in der hebräischen Bibel nach Figuren gesucht, die eine positive Beziehung zum jüdischen Volk gelebt haben. Sicher waren das keine Christen, aber sie können Christen und Juden zur Phantasie anregen, wie sie ihre Beziehungen gestalten könnten. Ich habe v. a. zwei gefunden: Ruth und Malki-Zedek. Ruth eignet sich für unsere Fragestellung weniger, denn die Moabiterin ist ja Jüdin geworden. Sie kann uns

allerdings zu bedenken geben, dass auch der Übertritt zum Judentum eine mögliche Form positiver Beziehung sein kann. Juden und Christen werden sich an die Tatsache gewöhnen müssen, dass heute mehr Christen Juden werden als umgekehrt. Der Schritt von Ruth als Schritt eines Christen erscheint christlichem Bewusstsein als unmögliche Möglichkeit, ein theologischer Anachronismus, und doch gibt es ihn. Ich meine, diese Tatsache sei eine gesunde Herausforderung an ein christliches Denken und Empfinden, das sich seit bald 2000 Jahren dem Judentum überlegen fühlt.

Schauen wir *Malki-Zedek* an, den geheimnisvollen Priesterkönig von Schalem. Er bringt Awram, dem Vater des jüdischen Volkes nach einem blutigen Krieg mit den kananäischen Königen Brot und Wein aus der Stadt heraus. Es heisst, Malki-Zedek sei ein Priester des höchsten Gottes gewesen. Radak (Rabbi David Kimche, 12. Jahrhundert) betont, er sei ein Kohen des höchsten Gottes, d.h. des gleichen Gottes, gewesen, zu dem auch Awram gebetet hat, also kein Götzendiener. Im Text heisst es weiter: «Und er (Malki-Zedek) segnete ihn und sprach: Gesegnet ist Awram vom höchsten Gott, dem Schöpfer von Himmel und Erde. Und gesegnet ist der höchste Gott, der deine Feinde in deine Hand gegeben hat. Und er (Awram) gab ihm den Zehnten von allem». (Gen. 14,18-20) Rabbi Mosche Alschech aus Zfat (16. Jahrhundert) und vor ihm Nachmanides sagen, Malki-Zedek habe den Awram aus freien Stücken beschenkt, d.h. er sei ihm nichts schuldig gewesen wie der König von Sodom, der in diesem Text auch vorkommt. Malki-Zedek war in der Lage, dem Awram frei und unbelastet zu begegnen und ihm das Beste zu geben, was er hatte, nämlich Brot und Wein und — den Segen. Segen ist der Ausdruck einer befreiten Beziehung.

Was ist ein Segen? Eine katholische Zeitschrift hat vor einiger Zeit unter jungen Leuten eine Umfrage gemacht und die Frage gestellt: Was ist für dich Segen? Eine der Antworten lautete: «Ich habe mir in letzter Zeit ein Spiel angewöhnt. Wenn ich durch die Strassen gehe und die Leute kommen auf mich zu, schaue ich ihnen in die Augen und lache sie an. Wenn die Leute dann zurücklächeln oder auch nur verdutzt schauen, habe ich bemerkt, wie gut das den Leuten tut, wenn man sie anlacht. Das ist für mich Segen»<sup>8</sup>.

Das ist eine ziemlich untheologische Definition von Segen, ja es ist gar keine Definition sondern eine Erfahrung. Segen kann nicht definiert werden. Er muss praktiziert und erfahren werden. Ich kann mir vorstellen, dass Malki-Zedek den Awram angelacht hat, nicht als *keep smiling*, sondern weil er ihn bejaht hat. Und ich denke, Awram hat zurückgelacht, als er von dem heidnischen Priester Brot und Wein in Empfang genommen hat. Der Segen, die *Beracha*, ist ja zunächst ein *Dank* und ein *Lobpreis* an Gott. Wenn Malki-Zedek den Awram segnet, dankt er dem höchsten Gott dafür, dass es den

Awram gibt. Der Segen ist im weiteren, wie es das lateinische *benedicere* ausdrückt, gute Rede, *Gutes sagen*. Indem Malki-Zedek Gutes sagt, teilt er dem Awram das Gute auch mit. Mit dem Segen geht vom Segnenden auf den Gesegneten nicht nur ein Wunsch, sondern etwas Seinsmässiges über. Segen ist nicht ein moralischer, sondern ein seinsmässiger Vorgang, so wie das Anlachen und Zurücklachen zweier fremder Menschen auf der Strasse, die vielleicht gar nicht wissen, warum sie das tun. Wenn ich jemanden segne, bejahe ich ihn grundlos und ich knüpfe an diese Bejahung auch keine Bedingungen. Der nichtjüdische, monotheistische Priesterkönig von Jerusalem ist im Neuen Testament als Vorläufer und als Typus Christi interpretiert worden. Ich möchte ihn als Typus des Christen hinstellen, der in einer befreiten Beziehung zu den Juden lebt.

Es ist schon ein gewaltiger Schritt für einen Christen, wenn er Gott dafür loben kann, dass es die Juden gibt. Das mag vielleicht komisch klingen, ist aber grundlegend. Ich kenne keine Liturgie, in der ein solches Lob vorkommen würde. Es gibt Gebete für die Juden, auch recht zweideutige. Aber einen Lobpreis dafür, dass sie da sind, habe ich noch nirgends angetroffen. Wie steht es umgekehrt auf jüdischer Seite mit diesem Lobpreis? Es gibt eine *Beracha* dafür, dass Gott den Juden nicht zum Goj gemacht hat.

Aber wie wird der Segen, den das jüdische Volk inbezug auf die Gojim von seinem innersten Wesen her *ist*, gelebt und ausgedrückt? Jüdische Existenz ist ja kein Selbstzweck, sondern von Gott um der Völker willen gewollt. Was heisst im weiteren für uns Christen Segnen, Gutes sagen im Blick auf die Juden? Das heisst sicher nicht Anhimmelung und Kritiklosigkeit. Aber es geht um die Frage, wie wir mit Juden und über die Juden sprechen. Es geht z.B. konkret darum, dass wir aufhören, eine doppelte Sprache zu sprechen, eine zum innerkirchlichen und innertheologischen Gebrauch und eine für das Gespräch mit den Juden. Ich muss das, was ich vor Juden sage, auch vor einer christlichen Gemeinde vertreten können, sonst bin ich für beide nicht glaubwürdig. Ich meine, dass es auch auf jüdischer Seite dieses Problem gibt. Wird vor und mit den Gojim wirklich auch so geredet, wie man unter sich über sie redet und denkt? *Benedicere* muss ja nicht heissen, dass man schön redet, aber dass man wahr redet. Ich glaube, beide Seiten müssen diese Kunst noch lernen.

Kann Gott vielleicht deshalb so schlecht mit uns und durch uns zur Welt reden, weil wir noch nicht miteinander wahr reden gelernt haben? «Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet euer Herz nicht...». Es könnte nämlich sein, dass Gottes Stimme unsere Stimmen und unser echtes Gespräch braucht, um in der Welt und in uns ganz und heil zu werden, und wir haben das noch nicht erkannt.

## ANMERKUNGEN

1. Vortrag gehalten in der jüdischen Cultusgemeinde Zürich am 16. Januar 1984.
2. Ich verdanke den Begriff «Selbstidentität» der Lektüre des Buches von Hanna Wolff, *Neuer Wein — Alte Schläuche. Das Identitätsproblem des Christentums im Lichte der Tiefenpsychologie*. Stuttgart 1981. H. Wolff greift in ihrem Buch eine Grundproblematik christlich-jüdischer Beziehung auf, wenn sie schreibt: «Die christlichen Aggressionen gegen das Judentum haben, ebenso wie die Harmonisierungsversuche, ihre Ursache in der mangelnden Selbstidentität der Christen». (S. 25) Ich meine, diese delikate Fragestellung dürfe im heutigen christlich-jüdischen Gespräch nicht zu schnell vom Tisch gewischt werden, obwohl die Ausführungen von H. Wolff dazu m.E. eine Richtung einschlagen, die den Inhalt des Abhängigkeitsverhältnisses der christlichen Gemeinde von Israel völlig missverstehen und verzerren. Im Namen der Psychologie wird Marcion — «ein genialer Christ» (S. 8) — als Beispiel christlicher Selbstidentität hingestellt.
3. Siehe M. Buber, *Die Erzählungen des Chassidim*, Zürich 1949, S. 793 Vgl. dazu auch den Ausspruch von Hillel in *Pirque Avot I, 14*: «Wenn ich nicht für mich bin, wer ist dann für mich? Und bin ich nur für mich, was bin ich?».
4. Vgl. H. Wolff, a.a.O., S. 17ff.
5. Vgl. den Artikel «Fundamentally flawed» von Sol Stern, *Jerusalem Post Magazine*, vom 14. Sept. 1984, deutsch in: *Bet Schalom, Pfäffikon/ZH*, Oktober 1984, S. 10ff.
6. Vgl. Eusebius, *Kirchengeschichte V, 21-25*, *Leben Konstantins II, 5.14*.
7. *Gespräche in Israel*, Nes Ammim 1983.
8. *Entschluss 5/1981*, S. 35.